Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 13

Artikel: Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]
Autor: Heer, Jak. Christoph
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668918

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XXXVII. Jahrgang | Zürich, 1. April 1934 | Heft 13

Osterlied.

Die Welt glich einem Grabe,
Sie war so freudenleer.
An einem dürren Stabe
Schritt ich betrübt einher.
Kein Bächlein mochte rinnen,
Tot starrte noch der Hain,
Da klang von fernen Zinnen
Des Lebens Lied herein.

Grün ist da auferstanden,
Was jede Scholle barg,
Die gold'nen Gräser fanden
Den Weg aus ihrem Sarg.
Die Vögel sangen Lieder,
Es wiegte sich der Hain,
Die Quellen sprangen wieder
Aus lang verschloss'nem Stein.

Das Lied hat es geboten.
Da ward ich froh und frei,
Und sieh: mit allem Toten
Erstand nun ich auch neu . . .
Ist's wahr, ist's Traum gewesen?
Wer weiß es, wie's ergeht,
Daß wir vom Leid genesen
Und Totes aufersteht! . .

Walter Dietiker.

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer.

Nachdruck verboten!

(Fortsetzung.)

Ein Flegeljahr.

Ja, das süße Gift der Verse! Wie eine Krankheit wütete es in der Seele des mißhandelten Gymnasiasten. Was gab es in der Welt Schöneres als das einsame Dichten in der Dachkammer! Eine wundersame Erlösung aus allen Schmerzen lag darin. In heller Begeisterung, oft bis ihn die Mitternachtsschläge überraschten, schrieb der vielverlachte Jakob Sturm, der Doktor Süs keine befriedigenden Aufsätze liefern konnte, an einem ansehnlichen Epos: „Abraham Davel", zu dem er den Stoff in der Geschichte der Waadt gefunden hatte, deren Schirmheilige Königin Berta von Burgund ist.

„Die Königin, die liebverehrte,
Frau Berta, die mit güt'ger Hand
Die Bäuerinnen spinnen lehrte,
Ritt nächtig durch das Rebenland,
Da schwebte leise vom Leman
Ein Seufzen zu ihr hügelan."

So begann der erste Gesang des Epos. Dann ließ der Gymnasiast die Königin vom Pferd steigen, in die Hütten gehen und sich erkundigen, warum das Land voll Klagen sei. Sie hörte nun, daß die Waadt, die von der Republik Bern erobert worden war, durch die Landvögte arg bedrückt werde. Also hieß der zweite Gesang „Berns Ungerechtigkeit", der dritte: „Königin Berta weckt einen Helden", daran schloß sich die tatsächliche Geschichte jenes Schwärmers Abraham Davel, der den Versuch, seine Heimat vom Joche Berns zu befreien, im Jahr 1723 im Städtchen Cully am Genfersee mit dem Märtyrertode büßte, und ein Epilog: „Frau Bertas Ritt zu Davels Grab."

Die glatten Verse gerieten Jakob Sturm leicht, halblaut murmelte er sie in seiner Dachkammer vor sich hin, genoß die unendlichen Wonnen erster Schöpferfreude und hätte bei jeder Strophe, die ihm floß, aufjauchzen mögen. Er spürte darüber eine Kraft in sich, eine Stärke, die es ihm leicht erscheinen ließ, wenn es sein müsse, für die Dichterei zu hungern und zu frieren und durch die Schande zu gehen.

Eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen die Welt bemächtigte sich seiner.

„Jakob", mahnte die Mutter oft herzlich und eindringlich, „jetzt dichtest du wieder und hast so viele Aufgaben. Denke doch an den Vater. Denke ans Zeugnis. Willst du uns die Schande bereiten, daß du im Gymnasium durchfällst?"

Was half es? Manchmal, wenn er am Spätabend die Verse halblaut vor sich hinstammelte, schrak er zusammen, er verbarg die Blätter, denn ein leiser Ton hatte ihm verraten, daß die Mutter die Treppe heransteige, und er begann laut Algebra zu rechnen. Eine Weile horchte Frau Elisabeth an der Türe, trat dann in die Kammer und lächelte ermunternd: „Wie es mir wohlt, wenn ich dich so eifrig über der Arbeit höre! Da hast du noch ein paar Äpfel zum Gutenachtbrot." Daß sich Jakob, nachdem sie mit einem lieblichen Blick ihrer warmen Augen gegangen war, die Äpfel schmecken ließ, daß er das Algebrabuch wieder auf die Seite legte und das Heft voll Verse hervorzog, das war die große mit der Reimschmiedekunst verbundene Flegelei. In alle Winkel, an die Stämme des Waldes, an die Telegraphenstangen zwischen Krug und Wülfenberg schrieb er Reime.

Eines Abends vollendete er auch sein Heldenlied. Über dem fertigen Werk, das er schön und wohlgetan fand, wuchs trotz aller schleichenden Qual ein stiller Hochmut in ihm auf, und er geriet auf den Einfall, das Gedicht keck an Friedli zu senden. Das Heft kam aber postwendend mit ein paar kräftigen Worten ihres Stiefvaters in die Hände des Absenders zurück.

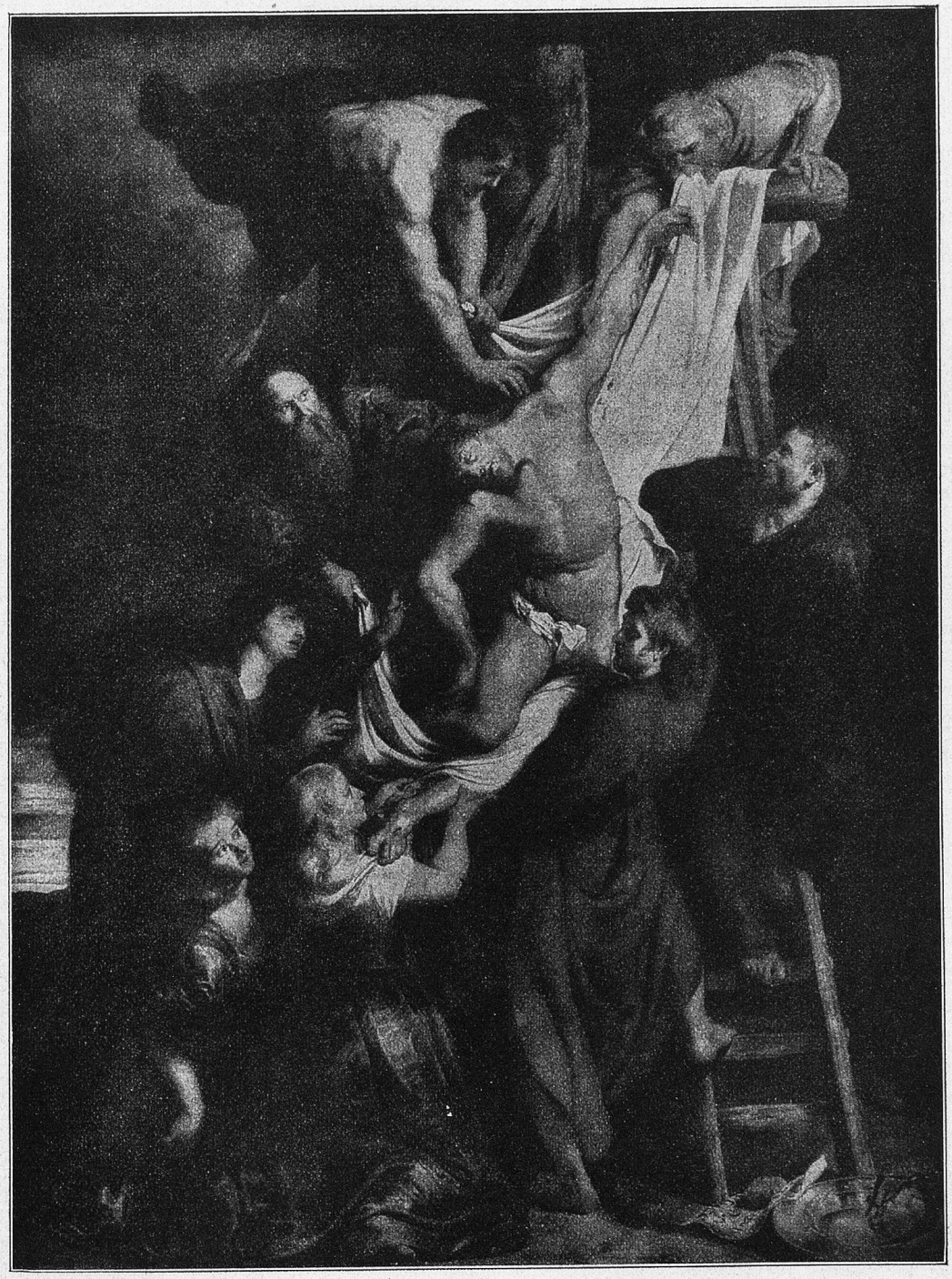
„Mein Junge", schrieb er, „du bist ja ein nettes Früchtchen. Soll ich Deinen Vater über Deine Allotria aufklären? Jedenfalls laß Dich nicht wieder bei der Mühle sehen, sonst werden Dir meine Knechte den heißen Kopf, in dem wohl ein Rädchen zu viel läuft, im Kanal kühlen."

Etwas schamvoll, mit einem fernen Gedanken, der Mann könnte recht haben, zerriß Jakob Sturm das Briefchen, um so länger behielt er aber eines, das ihm Friedli durch Mareili in die Hände spielen ließ: „Das Gedicht ist schön und hat mich gefreut, nur darfst Du mir keine Verse mehr senden. Es gibt Leute, die zornig auf Dich sind, ich aber bin Dir natürlich immer gut!"

Und als er das Mädchen wieder sah, glühten ihre Wangen auf, und das Stolzköpfchen nickte leise und verschwiegen.

Kunst bringt Gunst! Das war ein Glücksschein in dunkeln Tagen. Denn auch im Gymnasium verbreitete sich das Gerücht, Jakob Sturm dichte. Was aber, wußte niemand, denn seit Julius Hartmann seine Reime abgelehnt hatte, war der Träumer doch so klug, einen Schleier über die Sünden der Dachkammer zu ziehen.

Nach und nach aber ging allerlei blühender Unsinn als Verskunst Jakob Sturms von Hand zu Hand, und wie er wieder einmal ins Klassenzimmer trat, las das sanfte Landweberlein, das wie ein unschuldiges Mädchen dreinblickte, eine Ballade: „Der Nagelschmied von Jakob Sturm" vor. Das Gedicht war eine Persiflage auf den Lehrer der Geschichte, der, wie in Wülfenberg die Rede ging, als politischer Gefangener auf einer Feste krumme Nägel grad geklopft hatte. Eine Weile hörte Jakob Sturm wie versteinert den törichten Versen zu, die ihn auch noch von dem letzten Lehrer, der für ihn einiges Wohlwollen übrig hatte, trennen sollten. Der Jähzorn stieg ihm in den Kopf. Mit dem Schrei: „Du Giftmischer!" warf er sich auf das Landweberlein, und taumelnd flog der Junge in eine Ecke. Er ging nun entweder aus gutem Grund oder aus Heuchelei einige Tage mit steifem Hals und seitwärts geneigtem Kopf, und die halbzerbrochene, mädchenhafte Gestalt erregte das Mit-



Die Kreuzabnahme. Gemälde von Peter Paul Rubens.

leid aller, die sie sahen. Konnte das sanfte Weberlein auch nur eine Mücke kränken? Den Schaden hatte wieder Sturm. Der Gequälte, der bis dahin kaum die Fäuste zum Kampf geballt hatte, kam in den Ruf eines romantischen Raufbolds, und als er aus Versehen dem Lehrer der Geometrie, einem dunkellockigen edeln Polen, der sich just im Freien erging, ein Glas Wasser auf das schwermütige Haupt schüttete, war man überzeugt, daß der Schüler von Krug einer der größten Taugenichtse sei, die je durch das Gymnasium von Wülfenberg gegangen waren. Verschüchtert und verstoßen gab er sich aber die Mühe nicht, die Mißverständnisse aufzuklären.

Von Wülfenberg her wehte eine schwüle Luft durch das alte Haus am Fluß, die Eltern spürten, daß es schlimm um ihren Ältesten stehe. Die Augen des Vaters, die ihm eine Weile in freudvoller Hoffnung entgegengeleuchtet hatten, sahen ihn scharf prüfend, oft ärgerlich an, und Frau Elisabeth fragte mit geängstigtem Antlitz: „Wie kommt's, Jakob, daß deine früheren Freunde nicht mehr bei uns zu Besuch erscheinen? Man hat sie doch immer freundlich aufgenommen. Julius Hartmann läßt sich auch seltener blicken."

„Das ist eine einfache Geschichte," erwiderte Christoph Sturm bedrückt und spöttisch, „die Ratten verlassen das sinkende Schiff. Mir tut der Anblick Jakobs in der Seele weh. Er gehört in die Linie der Sturm, die bei aller herzlichen Gescheitheit kein Glück und keinen Stern im Leben finden. So viel lehrt das Gymnasium."

Der Sohn schlich sich aus den vorwurfsvollen Augen der Eltern und staunte hinaus in den Frieden der Landschaft. Die Krug rieselte wie einst mit klaren, emsigen Wellen, die Schloßruine Alt-Nebelfingen sah wie ein Greisenangesicht ins Tal, und am Abend wanderte der blaue Stern über die schweigenden Wälder. Das sonnige Glück aber, das er in der Brust getragen hatte, war nicht mehr da.

„Jakob, was fehlt dir?" bettelte der Bruder Heinrich teilnahmsvoll, „uns allen ist todesangst um dich."

Allein Jakob konnte selbst zu dem treuen Bruder nicht sprechen.

Für ihn gab es nur einen Frieden: Dichten, und in aller Qual versuchte er sich an einer Prosaerzählung, die den vielversprechenden Titel: „Der Ritter des Schweigens" trug.

Dieser Ritter war ein zerdrückter Hausierer und Kurzwarenhändler, der sich oft in der Gegend von Krug herumtrieb und den man allgemein unter dem Namen „der taubstumme Zumstein" kannte. Von dem gramvoll einherschreitenden Manne, der wunderbar redende Augen und ein geistvolles Gesicht besaß, ging das Gerücht, er sei weder taub noch stumm, sondern von Haus aus ein reicher, gelehrter Mann, der sich nur gehör-, sprachlos, arm und niedrig stelle, weil er in jungen Jahren, übernommen vom Wein, seine Braut, ein edles Mädchen, beleidigt habe. Dafür habe er bei hohem Eide fünfundzwanzig Jahre zu schweigen geschworen. Rohe Burschen hätten den Händler schon umsonst geschlagen, damit er spräche, stets habe er die Kraft zum Schweigen gefunden und nur auf einen Zettel geschrieben: „Gott möge euch nicht dafür strafen!" Fern am Rhein aber pflanze ein alterndes Fräulein Blumen, jedes Jahr schönere, denn die Zeit sei bald da, in der Zumstein die Hülle eines taubstummen Krämers abwerfe und an der Seite seiner Verlobten durch ein schönes Landgut wandle.

Das war die Geschichte, die Jakob Sturm schreiben wollte, sie kam jedoch nicht über einen Anfang hinaus, denn er wußte nicht, was für Kleider man einem auserlesen schönen Fräulein anziehen soll. Um sich aus dem Zwiespalt zu befreien, begab er sich fleißig auf den Bahnhof von Wülfenberg und studierte die Toiletten der Mädchen und Frauen, die aus den ins Gebirge fahrenden Sommerzügen Ausschau hielten.

Dabei geriet er einmal unter die Sippe Crivas, und der Name Friedlis brachte die Auslösung aus der schleichenden Pein des Gymnasiums.

Auf einer Schattenbank plauderten die Jungen von Mädchen und Liebe, als ob sie etwas davon verständen. Criva, der Halbitaliener, lachte: „Madonna, wie die Stahr küßt doch keine. Was sind wir gute Nachbarn geworden! Ein Wink, ein Zeichen von Fenster zu Fenster. Sie wartet hinter der Hecke und —" Seine aufgeworfenen Lippen ahmten das Geräusch aufeinander folgender Küsse nach.

„Das lügst du, Criva," unterbrach ihn Jakob Sturm heiser vor Zorn, die anderen aber kicherten vor Vergnügen über den Einwurf des Kameraden vom Dorf, denn sie waren nicht weniger als er selber überzeugt, daß Criva mit einer bodenlosen Schwindelei prahlte.

Der in seiner Eitelkeit beleidigte Italiener schoß mit rollenden Augen auf: „Wer sagt das? Den töte ich." Aschfahl und schnaubend stürzte

er sich auf Sturm. Der Junge vom Lande rang still und erbittert mit dem hochgewachsenen Fremdling, es schien, daß er der Wucht der älteren Jahre unterliege. Da verließ aber den Italiener die Kraft, er keuchte: „Ein Messer — ein Messer!“ und wühlte in seiner Tasche. In diesem Augenblick warf ihn Sturm, obwohl schmerzhaft erschöpft, doch so kräftig nieder, daß der Kies unter dem Stürzenden stob. Auf den Gesichtern der Umstehenden lag der weiße Schrecken. Sie reinigten den ohnmächtigen Criva von Blut und Staub und brachten ihn nach Hause.

Nun lag die Stille vor dem Gewitter um Jakob Sturm, niemand spottete seiner, aber wo er ging und stand, hörte er das Geflüster: „Das ist derjenige, der Criva so fürchterlich gehauen hat,“ und geheimnisvoll ging die Kunde, der Geschlagene liege gefährlich am Wundfieber erkrankt danieder, sein Leben stehe auf dem Spiel. Der Junge von Krug wagte nicht zu fragen, aber über dem Flüstern, dem Raunen und den scheuen Blicken, denen er begegnete, strömte die Furcht durch seine Glieder, er versäumte die Stunden, er schlich und eilte wie das böse Gewissen durch Feld und Wald, und mit unendlicher Wehmut dachte er daran, wie er durch das Gymnasium elend geworden sei. Wenn er von ferne eine menschliche Stimme hörte, war ihm, es bringe ihm jemand den Bericht, Criva sei gestorben. Nein, nur das, nur das nicht! Nur nicht das blasse, blutige Bild eines im Zorn Erschlagenen durchs Leben tragen! Ein schreiender Jammer um sich selbst überfiel ihn, rüttelte und schüttelte ihn, in einem Weinkrampf sank er an einer efeuumrankten Tanne nieder, umarmte sie und schluchzte: „Baum, Baum, ich bin ärmer als der Ziegelreiber! Ich möchte sterben.“

Als er wieder zu sich selber kam, wandelten die Sterne friedlich über die blaudunkeln Tannenwipfel, der ruhige Schein tat ihm wohl, er tappte sich aus dem finstern Forst, vor ihm lag die Nachthelle der Stadt, er faßte Mut, stieg hinab, ging vor das Haus des Doktor Salomon Süs und floh nicht wie einst, sondern zog die Klingel. Eine Magd öffnete. „Ich wollte nur fragen, wie es Maxim Criva geht.“

Sie schwatzte mancherlei, was nicht beruhigend klang, und unter Schmerzen wand er sich heimwärts.

„Gott, wie spät — warst du in den Karzer gesperrt?“ schalt Frau Elisabeth, die Verzweiflung in den treuen Augen. „Dir ist es gewiß im Gymnasium wieder nicht gut ergangen. Der Vater ist heute abend verreist und hätte dich noch so gern gesprochen.“

„Mutter, ich bin krank,“ seufzte er.

Sie betrachtete ihren trostlosen Sohn. „Ja, du zitterst am ganzen Leib.“ Sie brachte ihren Ältesten in die Kammer, und ihre weichen, kühlen Hände glitten über seine brennende Stirn. Er wurde ruhiger und schlummerte unter schweren, blutigen Träumen. Als ihn aber die Mutter am Morgen fragte: „Bist du munter genug, um ins Gymnasium zu gehen?“ antwortete er mit zerschlagenem Leibe: „Ja!“

Die Sorge um das Ergehen Crivas trieb Jakob Sturm in die Stadt.

Als er unter die Vorhalle des Gymnasiums trat, kam ihm der Pedell, der einen großen Schlüsselbund trug, entgegengelaufen. „Ich habe den Auftrag, dich in den Karzer zu sperren,“ sprach das Männchen belfernd und faßte ihn am Arm.

Der Junge hätte ihm leicht ausreißen können, aber er folgte dem Mann gehorsam. Die Karzerstrafe schien ihm eine Andeutung zu sein, daß es um Criva nicht schlimm stehe. Als aber der Pedell hinter ihm die Türe riegelte, schrie das hektische Männchen: „Und daß du's weißt, der Lehrerkonvent hat beschlossen, dich von der Anstalt zu jagen.“

Das wunderte Jakob Sturm gar nicht, er dachte nur: Wozu dann noch der Eselstritt der Karzerstrafe?

In seinem Gefängnis aber faßte er den törichtesten Entschluß, zu dem die Verzweiflung einen Jungen treiben kann.

Darüber wurde er der verlorene Sohn!

(Fortsetzung folgt.)

Der Traum.

Ein Märztag blaute mir jüngst im Traum:
Vor meinem Fenster auf nacktem Baum
Zwitschert' ein Meislein. Ei, was ich erschrak!
Drei Schuh tief noch im Winter stak.

Spitzbüblein lockt', und kurz und gut
Entsagt' ich der trägen Stubenhut
Und schnurrte mit ungeduldiger Eile
Hinaus in die öde Straßenzeile.